



Gedanken über die Dichtkunst

von Gerhard Leitgeb

Kunst heißt, sagt R. M. Rilke, nicht wissen, dass die Welt schon ist, und eine machen. Mit jedem Kunstwerk kommt ein Neues, ein Ding mehr in die Welt.

Nun wird man sich unschwer darauf einigen können, dass ein gutes Gedicht ein Kunstwerk ist. Was aber macht den künstlerischen Wert eines Gedichts aus? Dass dieser Wert mit dem Gewicht und der Bedeutung der Aussage des jeweiligen Textes nur bedingt zu tun hat, dürfte allgemeine Zustimmung finden. Neben den abertausenden unbeachteten Gedichten, die nichts anderes sind als Meinungen und Gefühlsäußerungen, die jedermann vertraut sind und die man daher getrost als Plattitüden bezeichnen könnte, gibt es unzählige andere mit einem dermaßen tiefeschürfendem Sinngehalt, dass man jahrelang darüber nachdenken könnte. Aber auch diese Gedichte, zumindest deren größter Teil, sind im Lauf der Zeit dem Vergessen anheim gefallen. Was also ist es, das bestimmte Texte Jahrhunderte überdauern ließ, und wieso werden diese Gedichte vom interessierten Publikum heute noch immer mit Vergnügen gehört oder gelesen?

Auch Gedichte wollen gefallen

Seit den urzeitlichen Höhlenmalern hat die Kunst danach getrachtet, zu gefallen – sei es in der damaligen Zeit den Jagdgöttern oder später der Öffentlichkeit; wirtschaftliches Denken spielte dabei immer eine Rolle und bildet seit je das profane Substrat für den Fortbestand der Kunst. Dieser Umstand legt den Schluss nahe, dass auch in der Dichtkunst die ästhetische Komponente eine Hauptrolle spielt. Kurz: Ein Gedicht wird nur bestehen, wenn es gefällt, also den Leser anspricht, anrührt, beeindruckt, anstößt, wie auch immer. Angesichts des Ernstes, mit dem sich die Literaturwissenschaft ihres Gegenstandes annimmt, mag der Begriff des Vergnügens falsch gewählt erscheinen. Dass aber „...Gedichte zuallererst einmal geschrieben wurden, um den Lesern zu gefallen, scheint ein zu profaner Sachverhalt zu sein, als dass er einer wissenschaftlichen Betrachtung für

wert erachtet würde. Und doch handelt es sich dabei um das A und O jeder Kunst.“¹

Mit der Behauptung, dass mir etwas **gefalle**, spreche ich ein Geschmacksurteil aus. Das meint aber nicht nur das ethisch/ästhetisch Schöne, weil uns erfahrungsgemäß auch das Hässliche gefallen kann, sofern es uns im Augenblick der Wahrnehmung beeindruckt.

Was die heutige **moderne** Lyrik angeht, spricht man eher von Texten als von Gedichten. Das mag daher rühren, dass moderne, ungereimte lyrische Texte sich von den vielfach vordergründigen, gereimten Gedichten in ihren althergebrachten, klassischen Formen deutlich unterscheiden wollen. In jedem Fall – ob klassisch oder modern – aber handelt es sich um den „Ausdruck eines Bewusstseinsinhaltes in formalisierter Sprache“². Bringt nun der Dichter einen **ansprechenden** Bewusstseinsinhalt in eine dem entsprechend **gefällige** Form, so zeugt das von seinem handwerklichen Können; möglicherweise ist dann auch ein Kunstwerk entstanden.

Der Reim als „gefällige Form“?

Vielleicht ist an dieser Stelle ein kleiner Ausflug in die Geschichte der deutschsprachigen Lyrik angebracht: Schon im 18. Jahrhundert erhob sich ein lebhafter Streit über den Wert des Reimes. „Von Bodmer und Klopstock geführt, wandte sich die damalige Jugend gegen die Übung der Väter und Vorväter.“³

Doch die Zukunft hatte schon damals der revoltierenden Jugend **nicht** Recht gegeben. Der Kampf um den Reim (und damit der gebundenen, klassischen Form) wiederholte sich um die Wende des 19. zum 20. Jahrhundert. Dieses Mal war Arno Holz der Anführer der Jungen. Als Hauptargument gegen den Reim hatte man die Beschränkung der Freiheit und seine einschnürende Wirkung genannt. Das „... ich hoppse, wie die Muskeln mir's diktieren / Will nicht in fremde Form gezwungen sein ...“ aus Mynonas *Sonett Nr. 1* (eigentlich Salomo Friedländer,



1871–1946) ist nicht eben ein durchschlagendes Argument, denn nur in der poetischen **Bewältigung** des Stoffes, egal ob in freien Rhythmen oder in klassisch strenger Form, beweist sich der Dichter, bzw. das gute Gedicht.

Arno Holz hat tatsächlich eine Befreiung von der ganzen herkömmlichen Versordnung gefordert und in seinem PHANTASUS vorgeführt. Das Ergebnis war eine gegliederte Prosa. Sein Lebenskampf um eine neue Ordnung des deutschen Verses war ein tragischer Irrtum.⁴

Heute stehen Lyrikinteressierte und die literarische Fachwelt wieder einmal mitten im Kampf um den Reim, und es hat den Anschein, als würden dessen Gegner endlich obsiegen. Aber erst, wenn sich die Spreu vom Weizen getrennt hat, wird man sehen, was bleibt. Im Licht dieser Überlegungen betrachtet, muss es egal sein, ob es sich dabei um einen sogenannten modernen „lyrischen“ Text, um ein „Gedicht“ in strenger klassischer Form oder um ein didaktisch-lehrhaftes Gedicht handelt.

Dass der Geschmack sich im Wandel der Zeit stetig ändert, ist evident. Dieser Wandel ist heute insbesondere am lyrischen Gedicht festzustellen, und vielleicht wird sich in Zukunft wirklich ein anderes „Kunstverständnis“ etablieren. Doch der Trend zum Anderen, Neuen um jeden Preis scheint mir jedenfalls nicht angebracht und von der „Fachwelt“ herbeigeredet. Ich halte es für einen Segen, dass sich viele Autoren von diesem Trend nicht beeinflussen lassen!

Überbewertung des Interpretationspotenzials

Im Gegensatz zu vordergründigen Texten, die sich auf etwas außerhalb des Gedichtes beziehen und sich unverhüllt mitteilen, entfaltet das lyrische Gedicht seine Wirkung aus sich selbst heraus. Dieses charakteristische Phänomen der Selbstreferenz gilt als Qualitätsmerkmal eines Gedichts, und anders als ein zielorientierter Gebrauchstext oder ein vordergründiges Gedicht, das unverhüllt alles sagt, bedarf es der Interpretation.

Seit nun das Interpretieren zur akademisch sanktionierten Normalform des Umganges mit Lyrik geworden ist, hat sich die unausgesprochene, aber doch allgemein geteilte Ansicht durchgesetzt, dass Gedichte umso bes-

Abgesang

von Gerhard Leitgeb

Ausgedientes Sterngepräuge,
Syntropie in Meeresblau,
ahnungsvolle Walgesänge –
Klagelieder, alt und grau.

Hochgewölbte Erdenrinde,
purpurn glüht das weite Tal;
schwarze Seufzer weh'n im Winde:
Schlacken kollektiver Qual.

Konzertierter Abgesang,
letztes Bild – Apotheose,
furioser Überschwang.
Teilnahmslos das Numinose.

Lautverschiebung hin zur Stille,
Auditorium passé.
Ausgepowerte Kokille –
Chaos. Untergang per se.

ser sind, je mehr sich durch Interpretation aus ihnen herausholen lässt.⁵

Damit grenzt sich unter anderem die dem heutigen Trend entsprechende Lyrik von der vordergründigen Dichtung deutlich ab. Ob deren künstlerische Qualität über unsere Epoche hinaus bestehen wird, werden künftige Generationen festzustellen haben.

Dass man aber Texte, die alles sagen, was sie meinen, und die daher einer Interpretation **nicht** bedürfen, als Dichtung minderen Ranges wertet, ist meiner Überzeugung nach ungerecht. „Manche dieser Texte können im kulturellen Gesamtkontext durchaus einen höheren Wert haben als ganze Bände landläufiger Lyrik.“⁶ Autoren von vordergründiger, lehrhaft-didaktischer oder politisch-agitatorischer Dichtung waren beispielsweise Schiller, Goethe, Herwegh, Freiligrath und Hoffmann von Fallersleben; aus der neueren Zeit sind unbedingt Morgenstern, Tucholsky, Brecht und Kästner zu nennen.

>>>



Nach dem heutigen Verständnis der Literaturwissenschaft gehören zwar die in Frage stehenden Texte, insbesondere die didaktischen und politischen, der „reinen Kunstspähre der ästhetischen Gegenstände“ **nicht** an⁷, dieser andere Status im Dichterischen darf aber nicht dazu führen, Texte dieser Art zu diskreditieren (sprich: in eine untere Schublade einzuordnen)!

Mein Fazit also: Texte, egal welcher Art und Form, sind dann gut und gleichberechtigt, wenn das Handwerkliche mit dem Schöpferischen übereinstimmt und sie von Wissenschaft und Gesellschaft gleichermaßen legitimiert werden, soll heißen: Akzeptanz über Generationen und den jeweils herrschenden Zeitgeist hinaus. Aber das ist eine andere Geschichte.

Dem Autor dieser Zeilen ist klar, dass seine Anschauung nicht von jedermann geteilt wird.

Wie hat doch der heute fast vergessene Emanuel Geibel seinerzeit schon gereimt?

*Der hat es wahrlich als Poet
nicht hoch hinausgetrieben,
in dessen Liedern mehr nicht steht,
als er hineingeschrieben*

- 1 Hans-Dieter Gelfert: Literaturwissen. Philipp Reclam jun., Stuttgart 1990, bibliographisch ergänzte Auflage 1994. S 168
- 2 wie FN 1, S 22
- 3 Wolfgang Kayser: Kleine deutsche Versschule. A.Francke, Tübingen/Basel 1999. S 82
- 4 wie FN 3, S 93
- 5 wie FN 1, S 165
- 6 wie FN 1, S 167
- 7 wie FN 1, S 167

Gerhard Leitgeb, geb. 1937 in Wien, bis 1996 Berufssoldat beim Österreichischen Bundesheer, Auslandseinsätze im Rahmen der Friedenserhaltenden Maßnahmen der UNO. Stv. Generalsekretär des Verbands Katholischer Schriftsteller Österreichs. Lyrik und Kurzprosa; 2009 Leserpreis der Gesellschaft der Lyrikfreunde.

Einsamkeit

von Anton Wildgans

Such du die Einsamkeit, wenn du sie ahnst
und glaubst, dass du für ihren Tempel rein bist.
Kein Mensch gibt dir, was du dir nehmen kannst
wenn du allein bist –?

Hat deine Seele tausend Sinne nicht,
mit denen du des Lebens Schönheit trinkst?
Und wird's nicht immer ein Gedicht,
wenn du in dich versinkst? –

aus: Anton Wildgans – *Tiefer Blick*,
hg. von E. A. Hahnenkamp und P. Sela;
Edition Doppelpunkt, Wien 2002

Lass uns nicht eilen

von Christl Scheiwein

Ich schreibe nicht
ein Gedicht
um mich kurz zu fassen,
sondern
um dir Platz zu lassen,
um deine Gedanken
mit meinen
zwischen den Zeilen
zu vereinen.
Lass uns nicht eilen.

aus: *Einsichten*, Wien 2006